

Dürrenmatt

Werkausgabe

In 29 Bänden

Band 22

Aufenthalt
in einer
kleinen Stadt

Ein Fragment



FRIEDRICH DÜRRENMATT

AUFENTHALT IN EINER
KLEINEN STADT

FRAGMENT

Non-profit ebook by tigger
Oktober 2003
Kein Verkauf!

VERLAG DER ARCHE ZÜRICH

Aufenthalt in einer kleinen Stadt, ein Romanfragment, wird hier erstmals veröffentlicht. Das Kapitel «Im Coiffeurladen» erschien am 21. April 1957 in der «Neuen Zürcher Zeitung».

Copyright © 1957 und 1980 by Peter Schifferli Verlags AG «Die Arche», Zürich.

Die Texte wurden für diese Ausgabe durchgesehen und korrigiert

Redaktion: Thomas Bodmer

Alle Rechte an dieser Edition vorbehalten

Werkausgabe 1980 im Verlag der Arche, Zürich
ISBN 3 7160 1722 1

***Aufenthalt in einer
kleinen Stadt***

Fragment
1953

Die Ankunft

Bertram, der letzte Freiherr von Schangnau, der sich seit mehreren Jahren de Schangnau nannte, ein nach Strich und Faden verkrachter Bankier, fuhr mit dem letzten Zug seinem Wohnort Yverdon zu.

Auf der Suche nach einer neuen Beschäftigung war er in Basel gewesen bei einem ebenfalls ruinierten Geldmenschen, dessen Sturz den seinen verschuldete (oder umgekehrt, wie der Basler behauptete), und dem es mit den letzten Moneten gelungen war, einen Verlag zur Verteidigung des Abendlandes zu gründen, ein durchsichtiges Geschäft, das überraschend gut gedieh, obgleich gerade ihm ein jeder den Zusammenbruch voraussagen konnte; doch hatte de Schangnau das Angebot, als Reisender dem jungen Unternehmen beizutreten, vorderhand noch abgelehnt, da ihn die Hoffnung nicht ganz verlassen hatte, beim Verband der Neuenburger Weißweinhändler als Sekretär und Propagandachef eingestellt zu werden.

Er fuhr seinem Ziel durch milde Winterlandschaften entgegen, die wie verblichene Prospekte vorbeiglitten. Er war dreiundvierzig, ein Mensch von der alltäglichsten Sorte – sehen wir von seinem vielleicht mehr legendären als wirklichen Berner Adel ab – in einer unmöglichen finanziellen Lage, wie ja viele unter uns, mit einem zehnjährigen Mädchen zu Hause und einer Frau, die er geheiratet hatte, um seine Bank irgendwo unterzubringen, wie er sich dies jetzt eben gestand: War Madeleine doch eine geborene Le Locle, ebenfalls die letzte ihres Geschlechts und als solche im Besitz eines düsteren, aber pompösen Hauses in Yverdon (am ›Place‹ zwischen dem Schloß und der Kathedrale).

Er stand im Korridor, den grauen Tweedmantel übergeworfen, gegen ein Fenster gelehnt, untergegangen im öden Einerlei

des schweizerischen Alltags. Er blickte nach dem Erstklaßabteil, wo ein Reisender den Mantel anzog, auch Tweed, auch grau, um wohl beim nächsten Halt auszusteigen. Er erinnerte sich, im Höhepunkt seiner Bankgeschäfte ebenfalls Erster gefahren zu sein, in diesen kleinen, rotgepolsterten Stuben mit den farbigen Hodlers und Böcklins, Calames und Ankers an den Wänden zur Erziehung der oberen Zehntausend und mit den stets etwas neidischen und vorwurfsvollen Gesichtern derer, die hinter den Innenscheiben den Korridor passieren. Als sich die Schwierigkeiten einstellten (die Wechsel, die nicht einzulösen, die Aktien, die wertlos waren, die beinahe gefälschten Unterschriften, die Polizei, die mehrere Male erschien), hatten ihn die Coupés zweiter Klasse umgeben, Coupés, die nur noch von Bildern der Heimat geziert waren: die Berner Altstadt etwa, das Kloster Einsiedeln, die Blümli-salp von Westen, der Napf von Süden und das Matterhorn von Norden her oder die Payerner Kathedrale. Bald würde er in den beinahe kahlen, beinahe kultur- und heimatlosen Wänden der dritten Klasse reisen, wie er sich dies einmal vorgenommen hatte. Auch jetzt eben.

Draußen war es längst Nacht geworden. Der Zug hatte es nicht sonderlich eilig dem Jura entlang, er hielt da und dort. De Schangnau ärgerte sich, daß er den schnelleren Zug über Delemont verpaßt hatte und nun den Umweg über Ölten machen mußte. Der Koffer und die Mappe lagen im Netz über seinem verlassenen Sitz, drei Tage war er fort gewesen, die Engländerin hatte er auch wieder getroffen. Im christlichen Hospiz. Auch dies war ein Abstieg. Einst war er seinen Ehebrüchen in den ›Drei Königen‹ oder, war er in Zürich, im ›Baur au Lac‹ nachgekommen. Gelangweilt schaute er ins Abteil zurück, das er verlassen hatte, sich im kälteren Korridor von der Wärme zu erholen. Die Züge wurden überheizt in diesem Lande. Zweiundzwanzig Grad, wer hielt das auch aus. Der Student war über seinem Lehrbuch der Anatomie einge-

schlafen, und der Handlungsreisende, der in Oensingen eingestiegen war, döste im milchigen Widerschein der Scheiben vor sich hin. De Schangnau sah auf die Uhr. Einundzwanzigsiebenunddreißig. Um Zweiundzwanzigneunundfünfzig würde er zu Hause sein. Er steckte eine Parisienne in Brand. Alles war durchzittert vom gleichmäßigen Stampfen des Zuges, alles eingesponnen in Glas und Eis. Der Zugführer wankte vorbei mit seiner roten Tasche und kurz danach, vom Speisewagen her, der Lausanner Staatsrat Roß – zum Glück kurzsichtig –, mit dem er einst befreundet gewesen war. De Schangnau spähte hinaus. Er ahnte ferne Lichter und Leuchtreklamen, und der Zug fuhr, vielleicht zwischen Solothurn und Grenchen, vielleicht auch anderswo, in den Bahnhof einer kleinen Stadt ein, den der Bankier durch den Eisbelag kaum zu erkennen vermochte und bei dem es keinen vernünftigen Grund hätte geben können, auszusteigen.

Daß er dies gleichwohl tat, war in einer gewissen Neugier begründet, die noch das einzige war, woran er sich klammern konnte. Er hatte durch die beinahe blinde Scheibe eine hellerleuchtete Frauenhand gesehen, die aus einem Kiosk heraus den Reisenden der ersten Klasse bediente, der eben ausgestiegen war.

De Schangnau konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er stieg aus dem Zug. Der leere Bahnsteig war nur notdürftig erleuchtet. Die Kälte ernüchterte ihn. Er ging den Zug entlang und trat zum Kiosk. Doch entsprach die Verkäuferin nicht ganz der zierlichen Hand. Ihre Zähne waren schwarz und verfault. Der Bankier zögerte, wußte nicht, was er eigentlich gewollt hatte, was er nun sollte, verlangte endlich Zigaretten, obgleich er noch ein Paket in der Tasche hatte, und suchte nach Geld, ärgerlich über sein Aussteigen. Da setzte sich der Zug in Bewegung. Der letzte Freiherr von Schangnau konnte nicht aufspringen, der übergeworfene Mantel hinderte ihn. Es blieb ihm nichts anderes, als in den Tweed zu schlüpfen, ihn

zuzuknöpfen und nach der erleuchteten Fensterreihe zu starren, die mit steigender Schnelligkeit an ihm vorbeiglitt und in der Nacht verschwand, im leeren Raum, wie ihm schien.

Schnellzüge – bemerkte leicht verärgert, als sei ihm das Mißgeschick begegnet, der Bahnhofsvorstand, an den de Schangnau sich wandte –, Schnellzüge hielten nur kurz, und es sei am besten, sie nicht unnötigerweise zu verlassen, Zigaretten könne man auch im Speisewagen kaufen. Wo er denn hinwolle?

»Nach Yverdon.«

Wo Pestalozzi gelebt habe, stellte der Bahnhofsvorstand fest und klemmte die Kelle unter den Arm, die das Unglück verschuldet hatte.

»Richtig«, antwortete de Schangnau.

Yverdon sei nicht mehr zu erreichen, fuhr der Bahnhofsvorstand fort, im Kursbuch blätternd, es tue ihm leid. De Schangnau meinte nachlässig und den Bankier spielend, der er nicht mehr war, man sollte sich um sein Gepäck kümmern, im Raucherabteil zweiter Klasse.

Er werde telefonieren, sagte der Bahnhofsvorstand.

Wie denn das Städtchen heiße?

Konigen.

»Sie!« lachte der verkrachte Bankier: »Wer kommt auch nach Konigen. Betrachten wir uns in Gottes Namen dieses traurige Nest. Gibt es ein anständiges Hotel?«

Der ›Wilhelm Tell‹ sei so eines, antwortete der Bahnhofsvorstand mit Würde und wandte sich ab.

›Nun‹, dachte de Schangnau, ›wer in der Stadt Pestalozzis wohnt, kann auch im ›Wilhelm Tell‹ übernachten, nickte dem Bahnhofsvorstand zu, ohne dessen Zorn und Abwendung zu bemerken, und betrat die Halle. In der Mitte band sich der Mann, der im Tweedmantel im Erstklassabteil gesessen hatte, den linken Schuh, zusammengekrümmt, in einer sicher unangenehmen Stellung. De Schangnau sah der Verkäuferin nach,

die ihren Kiosk geschlossen hatte und nun an ihm vorbei zum Ausgang strebte. Die Frau kam ihm doppelt reizlos vor in ihrem roten Mantel und ihren Skihosen. Im Ausgang stand ein Zeitungsverkäufer, frierend, mit Ohrenwärmern und eine Brissago rauchend. Der Freiherr kaufte sich das ›Feuille d'Avis de Lausannes die ›Basler Nachrichten‹ und die ›Sie und Er‹. Im ›Wilhelm Tell‹ wollte er noch etwas lesen, im Bett vor dem Einschlafen, zu Hause am ›Place‹ würde er dies auch tun.

Auf dem Bahnhofplatz war es kalt. Das Städtchen lag entfernt, wohl gegen die Hügelkette zu, nur wenige Häuser umgaben den schwach beleuchteten Platz, das Hotel Zum Bahnhof, das aussah wie alle Hotels Zum Bahnhof, und ein neuerer Bau, die Post. Ein Trolleybus fuhr davon, der rote Mantel der Verkäuferin leuchtete durch die Scheiben. Der Platz war nun menschenleer. Vor der Post stand eine Telefonautomatensäule, vor dem Hotel kahle Bäume, und vom Städtchen her wehten Stimmen, Musik, Singen. Über allem ein halber Mond, dann, noch weiter entfernt, ein Stern, wie hingesezt auf den silbergrauen Grund. Der ruinierte Bankier fühlte sich verlassen, gescheitert, an eine böse Küste geworfen. Die Sehnsucht nach etwas Warmem stieg in ihm auf, nach seiner Stube zu Hause mit dem Wappen der Le Locles über dem Kamin, nach dem Familientisch, nach seiner Frau sogar. Er haßte mit einem Male alles Reisen, wie er auf diesen nächtlichen Platz starrte, alle Engländerinnen, alle unehrlichen Manöver, die ganze Welt der Schiebungen und der Geschäfte, in der er sich so ungeschickt bewegte. Er beschloß, das Taxi zu nehmen, welches angefahren kam, das letzte Taxi, das er sich leisten wollte. Kaum, daß es hielt:

»Wilhelm Teil«, sagte de Schangnau, als sich die hintere Wagentüre öffnete, und stieg ein.

Daß dieses Taxi nicht in Ordnung war, bemerkte der Bankier erst später. Er raste davon in einer recht eigentlich höllischen Geschwindigkeit, den Häuserreihen entgegen, dann durch eine

breite Geschäftsstraße, voll von Menschen vor hellen Läden, an Kinos vorbei. De Schangnau lehnte sich zurück und schaute durch die Scheibe. Er hatte sich Konigen anders vorgestellt, »ein Nest wie Konigen« war ein Sprichwort im Lande, nun schien es ihm während dieser nächtlichen Fahrt etwas Großstädtisches zu haben, so daß ihm denn auch das rücksichtslose Gebaren des Chauffeurs natürlich schien, doch als er seinen Blick zur anderen Scheibe wandte, bemerkte er, daß er sich nicht allein im Wagenhintergrund befand. Neben ihm saß einer, nur undeutlich, nur als Silhouette zu erkennen, ebenso zurückgelehnt wie er.

»Nun«, sagte der andere, »es gilt, in zwei Minuten geht sie los!«

Ehe de Schangnau begriffen hatte, wurde ihm ein runder Gegenstand in den Schoß gelegt, groß wie ein Kopf, schwer und aus Metall, ein Gegenstand, den er unwillkürlich an sich preßte.

Der Wagen hielt, und der Bankier stand draußen, mitten auf einem kleinen, alten Platz, gepflastert, umgeben von ehrwürdigen Gebäuden, siebzehntes, achtzehntes Jahrhundert, und einem Hochhaus, das nicht recht dazu paßte. Der andere hatte ihn hinausgeworfen, er stürzte beinahe, kaum daß er sich auf den Beinen halten konnte. Was sei, wollte er schreien, bevor der Wagen, aufheulend, in eine Gasse einbog und verschwand. Doch kam er nicht zum Protestieren. Denn als er sich den Gegenstand besah, den er in den Händen hielt, war es eine Bombe.

Wir geben die ungewöhnliche Situation zu: Ein Bankier, nach Strich und Faden verkracht, mit einer Bombe, die in nun nicht ganz zwei Minuten zu explodieren drohte, mitten in einem nächtlichen Städtchen, von dem er nichts weiß als den Namen, das er eben zum erstenmal in seinem Leben betreten hat: eine Situation, die denn auch de Schangnau mit einem Schlag aus der Gleichgültigkeit zu reißen drohte, in die er

gesunken war in allem, was er unternommen hatte, sei es seine Ehe am ›Place‹ in Yverdon, seien es seine mißglückten Geschäfte gewesen.

Das Erwachen war schmerzlich. Das Abenteuer, das ihm so unvermutet zugestoßen war, wünschte er in alle Himmel. Er stand da, jämmerlich, bleich, frierend, den unheimlichen Gegenstand in Händen und eben im Begriff, die Bombe niederzulegen und davonzulaufen, was auch das natürlichste schien. Doch er wurde gestört.

Von der Kirche her, die er hinter den Häusern emporragen sah, brach ein Umzug in den Platz ein, eine Blasmusik, die Musiker mit funkelnden Helmen, in schwarz-roten Uniformen, Notenblätter vor den Gesichtern an die Instrumente geheftet, die Feuerwehr offenbar, die nun mit feierlicher Macht einsetzte, ›Näher mein Gott zu Dir‹, hinter ihr Fackeln, Menschen; Fenster öffneten sich.

De Schangnau, nicht ganz kopflos, überzeugt, schon von vielen bemerkt worden zu sein, bedacht, keine Opfer zu riskieren, wich in ein schmales Gäßchen zurück, ins nächstbeste (was blieb ihm anderes übrig), rannte durch eine Häuser Schlucht, die kein Ende nahm, an Neugierigen vorüber, die zum Umzug strebten, bis er nicht mehr weiterkonnte.

Vor ihm stand ein alter Turm, mit Scheinwerfern hell erleuchtet, romanisch oder gotisch, was wußte der Bankier, mit einem riesigen Zifferblatt, mit goldenen Zeigern, unter denen sich jetzt eben Figuren bewegten, der Papst, der Kaiser, der Bürger, weiter oben nickten Apostel, ein Tod schwang eine Sense. Es begann dumpf zu schlagen. Zehn Uhr. Der Torbogen des Turms war leer, eine weitoffene Höhle, der Turm unbewohnt, wie es schien, mit einer Tafel über dem Tor: Museum, Besuchszeiten zehn bis zwölf, zwei bis fünf. Nur noch wenige Sekunden. De Schangnau erinnerte sich, den Turm irgendwo gesehen zu haben, vielleicht unter den Heimatbildern in den Zweitklasscoupés, als etwas, wenn nicht für die Schweiz, so

doch für Königen Berühmtes, Ehrwürdiges, Sinnbildliches, doch bot das Gebäude die einzige Möglichkeit, niemanden zu gefährden wenn überhaupt noch eine vorhanden war, denn schon näherte sich der Festzug, wurde das Blasen gewaltiger, immer noch ›Näher mein Gott zu Dir‹, öffneten sich auch hier überall die Fenster. Und so warf er denn die Bombe durchaus mit dem Gefühl einer schmerzlichen Humanität unter den Turm und rannte gegen die nächste Tür, die nachgab. Der Bankier stolperte in einen Hausgang, noch hörte er einen Schlag der Turmuhr, einen Glockenton des Jüngsten Gerichts, noch einen zweiten, dann kam die Explosion.

Der Korridor, in den der Attentäter sich zurückgezogen hatte, schwankte, Feuer stand in der Türe, das Getöse war ohnegleichen. De Schangnau fühlte, wie Gips auf ihn niederrieselte, und zog sich weiter ins Innere des Hauses zurück, da draußen nun ein unermessliches Zusammenkrachen anhub. Er tappte vorsichtig weiter und stieß gegen eine Türe, die sich öffnen ließ. Er hatte Glück. Er stand auf einer Straße, einem Gasthaus gegenüber, dessen Schilder die unverkennbare Figur des schweizerischen Nationalhelden zierte, wie der Bankier erleichtert feststellte; nur noch wünschend, sich in ein Bett legen und eine Decke über die Ohren ziehen zu dürfen, komme, was da wolle.

Im Coiffeurladen

Er schlief bis neun. Wie von ferne hatte er beim Auskleiden und Einschlafen, zitternd und frierend von seinem Abenteuer, die heranheulenden Feuerwehrrwagen, das erregte Zusammenlaufen der Massen noch vernommen. Dann, jäh erwacht, erstaunt, daß schon die Sonne durch die Vorhänge schien, war jedoch nicht die drohende Verhaftung seine erste Sorge, die würde schon von selber kommen, das Spießrutenlaufen zur Polizei an der Seite eines biedereren Beamten, das peinliche Verhör, der Unglaube, mit dem man seinen Bericht aufnehmen würde; was ihn quälte, war, daß er nur noch zehn Franken besaß, das einzige Vermögen, welches er zur Zeit aufzuweisen vermochte.

Im ›Wilhelm Tell‹ hatte er sich nach alter Gewohnheit als Bankier eingeschrieben, ›Bertram de Schangnau, Directeur de la Banque de Schangnau et Le Locle, 10 Rue Pestalozzi, Yverdon‹, und, froh unterzukommen, ein Zimmer mit Bad genommen. Zum letztenmal, wir kennen diesen seinen Vorsatz schon.

Das Zimmer würde zwanzig kosten, rechnete er, das war das mindeste, denn er hatte ein Doppelzimmer nehmen müssen. Er konnte kaum erwarten, unter fünfundzwanzig davonzukommen, auch wenn er nicht frühstückte, so daß die geringe Chance, diese böse Geschichte doch noch heil zu bestehen, indem man sich so schnell als möglich aus dem Staube machte, durch einige wenige fehlende Franken in Frage gestellt wurde.

Später dachte er, im warmen Wasser und angesichts seines nackten Leibes, an die Engländerin, die er im christlichen Hospiz wieder getroffen hatte. Er konnte keinen zwingenden Grund mehr angeben, der dieser Bekanntschaft hätte einen

Sinn geben können, keine Leidenschaft vermochte er aufzuweisen, keine Liebe, nicht einmal Begierde, nur aus Laune, aus einem Gespräch im Speisewagen, den Vierwaldstätter See vor Augen, waren diese gleichgültigen Nächte in gleichgültigen Hotelzimmern entstanden, wohl weil er sich langweilte. Nun lag er im Bad, in einem Raum, den er nicht bezahlen konnte, und wartete auf die Polizei. Draußen ein demolierter Turm, ein in die Luft gesprengtes Heimatmuseum, ein aufgebrachtes Städtchen. Es war wie in einem schlimmen Märchen. Alles war miteinander verknüpft, eines bedingte das andere. Aus lauter Zufälligkeiten, aus einer unnötigen Liebesnacht, aus einem nachlässigen Verlassen des Zugs, aus einer rätselhaften Verwechslung war ein Ereignis entstanden, das sinnlos war, hatte er eine Tat begangen, die er nie hatte begehen wollen, die zu begehen er nie für möglich gehalten hätte, die jedoch wie keine andere den Unsinn seines Lebens aufdeckte.

Er beschloß, da die Polizei immer noch nicht erschien, doch zu frühstücken, und, sollte wunderbarerweise niemand auf seine Täterschaft gekommen sein, die Hoteldirektion anzupumpen, um mit dem ersten besten Zug aus Königen zu flüchten. Sich das Frühstück in sein Zimmer kommen zu lassen, genierte er sich, weil das nachfolgende notwendige Gespräch mit der Leitung des ›Wilhelm Tell‹ ihm peinlich war.

So ging er hinunter, frisch gebadet, doch schritt er vorerst nicht ins Frühstückszimmer, sondern zum Coiffeur; auch dies eine Vorsichtsmaßnahme, wenn er schon Geld auftreiben mußte, wollte er dies so bankierhaft wie nur möglich tun.

Hundert Franken hoffte er zu erzielen, vielleicht auch hundertfünfzig, wenn er die richtigen Ausreden finden und mit der nötigen Selbstverständlichkeit auftreten würde, was ihm jedoch nicht mehr selbstverständlich war. Er hatte vorher, in seinem Leben als Bankier, wo er ja im Grunde auch ohne jeden Rappen gewesen war, mit der größten Leichtigkeit

geborgt, Zehntausende, Hunderttausende von Franken; daß es ihm mit einemmale schwerfiel, stimmte ihn nachdenklich. Wenn diese technische Unsicherheit einreißen sollte, war es aus mit ihm.

Er mußte nach den Angaben des Portiers nur die Straße überqueren. Der Laden befand sich neben der Türe, aus der er gestern abend geflüchtet war. Draußen schien die Sonne, strahlend, vom Ende der Straße her, und der Himmel war vom hellsten Blau, doch war es immer noch kalt, alles schien ihm sibirisch.

De Schangnau, ohne Mantel, trat rasch ein, vom Geklingel der sich öffnenden Türe begleitet. Der Coiffeur las eben die Zeitung, den »Express«, und erhob sich, den Bankier zu bedienen.

»Rasieren«. De Schangnau setzte sich und bekam ein weißes Tuch um den Hals.

Sein rundes, verquollenes Gesicht im Spiegel war ihm unangenehm, Auge in Auge mit sich selber zum ersten Mal ekelhaft. Er kam sich geistlos und gemein vor, wie ein richtiger Attentäter. Der Coiffeur dagegen, ein langer Mensch mit feierlichen Bewegungen, sah in seinem Berufsmantel aus wie ein bedeutender Zahnarzt. Ob der Herr von Bern komme, fragte er, Schaum schlagend.

»Von Yverdon.«

Aus der Stadt Pestalozzis, stellte der Coiffeur fest.

»Sehr richtig«, sagte der Bankier. Er antwortete seit Jahren mit »sehr richtig«, wenn jemand den Zusammenhang von Yverdon und Pestalozzi wieder einmal feststellte.

Er habe gedacht, der Herr komme aus Bern, fing der Coiffeur von neuem an, sichtlich enttäuscht, von Bern, von der Untersuchungskommission. Der Herr sehe akkurat wie ein Detektiv aus, die hätten auch so was Geistiges, und seifte de Schangnau ein.

»Guten Morgen, Herr Stadtbaumeister«, grüßte er dabei mechanisch, »setzen Sie sich, mein Sohn wird Sie bedienen.

Wilhelm, rasieren.«

Unter Geklingel war ein Herr eingetreten, hatte seinen Mantel an den Haken gehängt und nahm neben dem Bankier Platz. Ihre Blicke begegneten einander im Spiegel. Der Stadtbaumeister war ein kleiner Mann, dick, ohne fett zu sein, mit mächtigen Muskeln, wie man ahnte, fast wie ein Bauer gekleidet, mit einer schweren, silbernen Uhrenkette über dem Bauch.

Was es denn in Konigen zu untersuchen gebe, und wozu man Detektive brauche, fragte de Schangnau den Coiffeur vorsichtig, der das Messer schliff.

Der große Stöpsel sei in die Luft geflogen gestern nacht um zehn, antwortete der Coiffeur aufgeregt, nur noch einige Mauerreste und einige verkohlte Balken seien vorhanden, denn nach der Explosion habe der Turm zu brennen begonnen. »Ein wichtiges, man darf sagen, nationales Unglück, was mit unserem lieben Stöpsel, mit unserem alten, guten Stöpsel geschehen ist, nicht wahr, Herr Stadtbaumeister Künzi?« wandte er sich halb stolz, halb jammernd zum anderen Gast, den nun sein Sohn bediente, ein blondes, frisiertes Jüngelchen; doch gab Herr Künzi keine Antwort, aus seinen Augenschlitzen warf er nur hin und wieder einige aufmerksame Blicke auf dem Umweg über den Spiegel zu de Schangnau hinüber, fast drohend, wie der Bankier dachte.

In den Frühlachrichten im Radio vor dem Morgenturnen (er turne immer), in den Frühlachrichten sei die Meldung auch gekommen, prahlte der glückliche Coiffeur weiter, der seinen Gesprächsstoff gefunden hatte und auch festhielt, nur schade, daß der Sprecher von Beromünster sie im gleichen Tonfall berichtet habe wie irgendeine ausländische Nachricht, etwas Mitgefühl und Trauer wäre gerade diesmal durchaus in Ordnung gewesen bei dieser schweizerischen Katastrophe, das gehe nun einmal das ganze Schweizervolk an, einen Bundesrat so gut wie einen simplen Coiffeur, da müsse schon eine Königin oder der Papst sterben, um so einen Nachrichtenspre-

cher in Rührung zu bringen; doch wurde er zum Glück unterbrochen. Durch erneutes Geklingel von der Türe her.

Der neue Kunde (ein stattlicher Mann mit weißem Schnurrbart, wie de Schangnau im Spiegel bemerkte) setzte sich auf einen der Stühle unter den Zeitungen, nahm die ›Schweizer Illustrierte‹ in die Hand und wurde vom Coiffeur in seiner überhöflichen Art als Metzgermeister Ziel begrüßt.

»Guten Morgen, Künzi«, lachte der Metzger, »laßest dir den Bart abnehmen, hast es auch nötig, wenn dir deine Türme, hops, in den Himmel springen«, und wie der Stadtbaumeister immer noch schwieg, wohl verletzt von den Grobheiten des Metzgers, lachte der, die Himmelfahrt des großen Stöpsels scheine Künzi die Sprache verschlagen zu haben.

»Und Ihnen das Trompetenblasen, Herr Ziel«, kam der Coiffeur dem Stadtbaumeister zu Hilfe und setzte das Messer an die linke Wange des Bankiers (die rechte hatte er schon bearbeitet).

»Bei meiner Seele, da hast du recht, Haarschneider«, sagte Ziel und steckte sich einen Stumpen in Brand, »da blies ich gestern im Umzug zu Ehren unserer hundertjährigen Frau Trudi Meier-Hühnlein-Schär-Hofer, deren zweiter Mann, der Hühnlein, vor sechzig Jahren Stadtpräsident gewesen ist – ihr erster, der Schär, war Apotheker, und ihr dritter, der Pfarrer Meier, ist ja nun auch vierzig Jahre tot, aber er hat mich noch konfirmiert – da blies ich gestern ›Näher mein Gott zu Dir‹ aus allen Leibeskräften, was sich das Geburtstagskind so wünschte, und plötzlich geht vor meiner Nase der große Stöpsel in die Luft, daß es eine wahre Pracht ist, und nicht nur vor meiner Nase, sondern auch vor unserer Feuerwehr, die teils mitblies, teils im Umzug marschierte, denn der Apotheker war auch Feuerwehrkommandant. Für mich ist es ein erhabener Augenblick gewesen, ich will da ehrlich sein, so etwas wie eine großartige Predigt von der Vergänglichkeit aller großen Stöpsel, jedenfalls, wenn die Pfarrer auch so zu predigen

verstünden, ginge ich auch in die Kirche und dies jeden Sonntag; aber die Hundertjährige muß einen ordentlichen Schrecken bekommen haben ob dem schwefelgelben Blitz und dem Krachen, es war wie zu Sodom und Gomorrhas Zeiten, und sie wohnt nicht weit vom Stöpsel.«

Frau Meier-Hühnlein sei schwerhörig, versicherte der Coiffeur (nun mit der linken Wange des Bankiers zu Ende).

Das sei ein Glück für die alte Dame, beruhigte sich Herr Ziel, mit dem Weiterblasen sei es natürlich nichts gewesen, der Umzug habe zur Feuerwache rennen müssen, die Geräte und die Feuerspritze zu holen, doch habe man den Turm nicht retten können, ja, Mühe gehabt, das Feuer von den anliegenden Häusern fernzuhalten, eines sei halb eingestürzt, und es sei ein Wunder, daß man sich heute hier rasieren lassen könne, denn auch das Haus des Coiffeurs sei in Gefahr gewesen. Er sei nur neugierig, was denn nun die Kommission aus Bern, die noch diese Nacht angekommen sei, für Ursachen finden werde; was Gescheites sicher nicht.

Der Stöpsel sei in die Luft gesprengt worden, regelrecht und kunstvoll, behauptete der Coiffeur, das sei ihm klar. Nicht umsonst habe sich die Explosion zwei Tage vor der Fünfhundertjahrfeier der Bollenschlacht ereignet, vor einem der wichtigsten Daten der heimatlichen Geschichte, zwei Tage vor dem großen Umzug und dem Besuch der Bundesräte Etter, Feldmann und Petitpierre. Als Täter kämen nur die Kommunisten und die Freimaurer in Frage, dies sei logisch, doch von denen schieden die Moskauer aus, weil sie schwach seien und Stimmen nötig hätten, der Stöpsel sei populär, da würden sie es nicht wagen, ihre roten Finger daranzulegen. »Aber die Freimaurer«, rief er aus, »die sind stark, die können sich einen solchen Frevel leisten. Sie werden sehen, meine Herren, die Kommission aus Bern wird nichts finden, und wenn sie zehnmal die besten Detektive der Welt hätte, weil sie nichts finden darf. Aber der Kerl, der das Wahrzeichen unserer Stadt zerstör-

te, würde etwas erleben, wenn ich ihn unter mein Messer bekäme!« und energisch schabte er an de Schangnaus Kehle herum, der Heimat zuliebe sei er noch durchaus zu einem Mord fähig, wie der Wilhelm Tell, der Arnold von Winkelried und die anderen alten Schweizer.

Er solle doch aufpassen, begehrte de Schangnau auf, etwas kleinlaut, da nun wirklich Blut floß, und ihm mit einemmal das unangenehme Gefühl aufstieg, der Coiffeur ahne, wen er da unter dem Messer habe.

»Pardon, mein Herr, pardon«, sagte der Coiffeur bestürzt, wie er sah, daß er den Bankier geritzt hatte, und behandelte ihn mit einem blutstillenden Stift, er sei untröstlich, er habe doch sonst die sicherste Hand von Königen, nur heute sei er durch das nationale Unglück wie von Sinnen.

Das mit den Freimaurern sei Blödsinn, ärgerte sich inzwischen der Metzger von seinem Stuhle her, immer noch mit der ›Schweizer Illustrierten‹, der Haarschneider solle doch gerade noch mit den Juden kommen, dann hätte man die möglichen Sündenböcke beieinander. Eine Gasleitung werde geplatzt sein, sagte er, denn die Vernunft, die es brauche, den Stöpsel fortzuschaffen, traue er heutzutage weder einem Juden noch einem Freimaurer zu, und am allerwenigsten den Moskauern oder gar den anderen Parteien, seien dies nun die Katholiken, der Dutti oder ein Sozi. Man solle doch zugeben, daß der Stöpsel nichts als ein lästiges Verkehrshindernis gewesen sei, nur mit einem Volkswagen sei man hindurchgekommen, und auch dies nicht einmal richtig. Aber eben, wann ginge es in der Politik je um das, was klipp und klar auf der Hand liege, sonst wäre wohl der Stöpsel längst nicht mehr vorhanden. Er sage dies, obwohl der Stadtbaumeister hier sei und gerade deswegen. Kein Haus, keine Garage, keinen Kaninchenstall könne man heute bauen lassen, ohne daß er hineinrede, immer müßten die alten Zeiten berücksichtigt werden und die alten Stile, und einige Könige täten so, als ob man heute noch mit Bärten

und Morgensternen herumliefe.

»Herr Ziel«, antwortete der Coiffeur an Stelle des Stadtbaumeisters, der immer noch schwieg und den Blick auf de Schangnau gerichtet hielt, »Herr Ziel«, sagte er, während er den Bankier mit Eau de Cologne bestäubte, »es gibt außer dem Materiellen noch Geistiges, und der Stöpsel ist etwas Geistiges gewesen, ein heimatlicher Wert und ein Symbol des echten Schweizergeistes wie der Pestalozzi und der Gottfried Keller.« Er sei auch ein echter Schweizer, entgegnete der Metzgermeister und schwang die ›Schweizer Illustrierte‹ wie eine Fahne, und ein gerade so guter wie der Gottfried Keller, den er ebenfalls in der Schule gelesen habe, aber ein moderner, der sich nicht einbilde, wie der Künzi, an der Bollenschlacht mitgekämpft zu haben, unter dem Ritter Kuno von Zäziwil, von dem es ihn nur wunder nehme, ob er sein berühmtes »Wir siegen, denn wir haben den Geist«, auch gesprochen hätte, wenn die damaligen Schwaben mit einer Atombombe gegen den Bollen gezogen wären. Man solle ihm nicht immer mit den Leistungen der alten Schweizer kommen. Steuerzahlen sei eine ebenso große Heldentat wie eine Schlacht zu gewinnen, und er bezahle mehr Steuern als alle in diesem Laden zusammengenommen. Die Zeit könne niemand zurückbiegen, und wäre er der beste Stadtbaumeister der Welt, man lebe nun einmal von der Milchsiederei, den Delta-Uhren, dem Karosseriewerk und von den Stumpen und der Fahrradfabrik und nicht vom großen Stöpsel. Ehrlichkeit, meine Herren, rief er aus, während der Coiffeur de Schangnau abbürstete, der sich erhoben hatte, Ehrlichkeit sei die wahre Schweizerart. Zuerst komme der Käse und dann erst der Stöpsel; dies sei nun einmal die natürliche Rangordnung, und nicht nur in Konigen, sondern auch in der ganzen Schweiz, die aus ihrem Nationalhelden Tell schon längst eine Reklamefigur gemacht habe. Darum solle man auch jetzt nicht ein gar so gewaltiges Unglück aus dem in die Luft geflogenen Stöpsel machen, hin sei hin, und niemand

hindere einen, dessen Bild weiterhin auf die Produkte der Milchsiederei, die Stumpen und die Würste zu kleben, wohin es auch gehöre.

De Schangnau, endlich dem Coiffeurladen entwichen, ging über die Straße in den ›Wilhelm Tell‹ zurück und ins Frühstückszimmer. Er hatte Hunger. Er bestellte zwei Eier im Glas, was er besonders liebte, und Milchkaffee. Er saß am Fenster in der Sonne und sah, wie nun auch der Stadtbaumeister gegenüber den Laden verließ, unentschlossen das Gasthaus betrachtete und dann weiterging.

Am Nebentisch saß ein weiterer Gast des Hotels, dessen Ähnlichkeit mit dem Stadtbaumeister dem Bankier nun auffiel, er war ebenso wuchtig und gedrunken wie Künzi, doch nicht bäurisch gekleidet. Er saß in einer weiten Wildlederjacke mit Knickerbockern an seinem Tisch, durchaus wie ein Tourist, mit hohen genagelten Schuhen, und aß ein Spiegelei mit Schinken, dazu trank er Milch, Tomaten- und Orangensäfte.

Der Bankier hatte die ›Basler Nachrichten‹ mitgenommen. Darin blätterte er nun, während er auf die Eier und den Milchkaffee wartete, doch legte er die Zeitung mißmutig zurück, mit rotem Gesicht, da ihm unvermutet auf der zweiten Seite eine Überschrift aufgefallen war. Bankrott einer Bank in Yverdon. Er ließ sich vom Kellner noch das ›Koniger Tagblatt‹ reichen, das eben der Doppelgänger des Stadtbaumeisters zusammengerollt hatte. Hier war der Zusammenbruch der Bank de Schangnau und Le Locle auf der ersten Seite, vom demolierten Heimatmuseum jedoch noch keine Zeile, da das ›Tagblatt‹ am Abend erschien. Der Bankier hatte sein Spiel verloren, und so ergab er sich denn.

Er machte sich ans Essen. Er aß mit großem Appetit, etwas hastig, da er sich im klaren war, daß dies seine Henkersmahlzeit bedeutete. Es war sinnlos, noch den Versuch zu machen, von der Direktion des ›Wilhelm Tell‹ Geld zu erlangen, denn sie hatte den Artikel wohl auch gesehen, so daß er, in einem

Anfall von Galgenhumor, auch eine Portion Schinken bestellte, wie sein Nebenmann, und, nachdem er sie verzehrt, von den Zigarren eine Costa Penna wählte, wieder einmal zum letztenmal. So war er bereit, sich zu stellen, ließ das Morgenessen auf die Rechnung schreiben, die er nicht bezahlen konnte, und machte sich auf, im Tweedmantel und in den Urwalddampf seiner Import gehüllt, die Polizei zu suchen.

Gespräch mit einem Anfänger

Es war halb elf. Zuerst wandte er sich nach dem Ort seines unfreiwilligen Attentats, er hielt es für angebracht, doch auch zu sehen, was er angerichtet hatte.

Mit einer gewissen Verblüffung nahm er die Trümmernmassen inmitten der alten Häuser wahr, bestürzt, der Grund einer so großen Verheerung zu sein. Von der Pracht des Stöpsels war nichts mehr vorhanden, die Bombe hatte gründlich aufgeräumt. Auf dem Trümmerhaufen kletterten Polizisten in Zivil umher, frierend und mit geheimnisvollen Untersuchungen beschäftigt, einige mit langen Stangen, womit sie in den verkohlten Balken stocherten. Andere, in Uniformen, hielten die Koniger zurück, die verwundert auf die Überreste ihres Wahrzeichens starrten: die Männer, die Hände in den Manteltaschen, vom allgemeinen Zorn erfaßt, die Frauen mit Kindern auf den Armen. Schuljugend stand umher in Scharen, verzweifelte Lehrer. Irgendwo Schluchzen, irgendwo Flüche, dumpfes Aufbegehren.

Der Bankier, der dies unwillkürlich doch ein wenig auf sich bezog, versuchte lieber nicht, die Menschenkette zu durchbrechen, die ihn vom Ort der Katastrophe fernhielt, sondern ging nach einigen Augenblicken pietätvollen Verweilens die Gasse zurück, durch die er gestern abend, bestrebt, der Feuerwehrmusik zu entweichen, die Bombe in den Armen, geflüchtet war, nun ärgerlich, da er bei einem Unterbruch der Häuserfront einen nahen Fluß bemerkte; hätte er dies gewußt, wäre die Bombe explodiert, ohne Schaden zu stiften, so kam die geographische Erkenntnis zu spät.

Er gelangte denn auch, wie er erwartet hatte, wieder auf den kleinen Platz, wo ihn gestern abend das Auto abgesetzt hatte; die Häuser siebzehntes, achtzehntes Jahrhundert, er sah seine

Erinnerung bestätigt, auch das Hochhaus erkannte er wieder; daß es nicht zum übrigen paßte, fiel ihm ein zweites Mal auf.

Der Platz war fast leer, nur ein Verkehrspolizist stand in der Mitte mit weißem Helm und weißem Mantel, nicht ganz ersichtlich wozu; der Bankier fragte ihn nach der Polizeiwache. Er hatte nach dem Centralplatz zu gehen.

Die Altstadt war nach einigen Schritten zu Ende; was ihm während der nächtlichen, rasenden Fahrt großstädtisch geschienen hatte, kam ihm nun vor wie ein Kaff mit städtischem Einschlag.

De Schangnau blieb stehen und schaute die Hauptstraße entlang, die sich leicht senkte. Der Verkehr war der einer kleinen Stadt, viele Bauern, irgendwo war wohl Markt, Arbeiterfrauen, ein katholischer Geistlicher, Schüler, einige mit Mützen, was auf ein Gymnasium hindeutete. Die ersten Zeitungen über das Unglück erschienen, das ›Koniger Tagblatt‹, der ›Expreß‹, der ›Bund‹, und de Schangnau dachte befriedigt, daß jetzt etwas anderes als sein Bankrott zu lesen wäre.

Ein Trolleybus kam ihm entgegen, vom Bahnhof her, wie er annahm, schwenkte weiter unten ab, bei einem Wegweiser: Zürich, Bern, Lausanne.

Städtische Bauten, rote Häuser, gelbe, blaue, weiße, Häuser aus Holz, wie mit der Laubsäge gebastelt, aus Stein, aus Beton, eine Renaissancefassade, eine Schule, ein Jugendstilgebäude, die Kantonalbank, ein Warenhaus ›Chez Billeter‹, dann Kinos, drei, vier, sichtbar rechts und links der Straße, ›Capitol‹, ›Apollo‹, ›Alhambra‹, ›Metropol‹, mit grellen Inschriften, ›Limelight‹, ›Straße von Rio, Neunte Woche‹, ›Heidi‹, ›Die Hafenmarie‹, mit küßenden Riesengesichtern, Riesenbussen, ein Konsum, ein Migrosgeschäft, Affichen von Ärzten, Schneidern, Coiffeurs, Schola Cantorum Konigiensis, Läden aller Art, die Metzgerei Ziel, ein weiteres Jugendstilgebäude, vielleicht ein Theater, Bauernhäuser, dazwischen an den Trottoirs Misthaufen und Milchkessel, dann auch Bars, Cafés

mit großen Wagen davor, Studebaker, Mercedes, Buick, ein Jeep; die Delta-Uhren waren gesucht wie noch nie, warfen Geld ab wie noch nie, da sollte man sich doch beteiligen können, dachte der Bankier. Dazu die Fahnen und Wimpel der morgigen Schlachtfeyer, die bernischen Fahnen, die von Konigen, blau mit gelben Querbalken, die roten Schweizerfahnen mit dem weißen Kreuz, des weiteren Spruchbänder ›Hie Konigen, hie Eidgenossenschaft‹, ›Konigen dankt dem Bunde‹, überall Plakate, die zum Festspiel ›Bollengeist und Bollentat‹ einluden.

Durch diese patriotische Allee hatte der Zerstörer des großen Stöpsels nun zu gehen, wollte er seine Untat melden. Noch zögerte er, begreiflicherweise. Auf dem anderen Trottoir stand der Stadtbaumeister in der Sonne, die mit ihrem Licht nichts vermochte, massig, ein gewalttätiger Bauer, trotz der Kälte mit offenem Mantel und ohne Halstuch, de Schangnau beobachtend. Der Bankier fror. Zum letzten Mal genoß er die Freiheit, wenn auch gequält, dazu wollte die Costa Penna nicht schmecken. Er ließ sie fallen und zertrat sie, wütend über das Geld, das er ausgegeben hatte, und erschrocken über die Sparsamkeit, die ihn da plötzlich anwandelte als unfehlbares Zeichen seiner Pleite.

»Mann«, sagte eine helle Stimme neben ihm, »Mann, du sollst kommen.«

De Schangnau wandte sich um. Im offenen Eingang einer Türe stand ein Mädchen, etwa zehnjährig, in einem dünnen, roten Rock und einer schmutzigen, halb zerrissenen Schürze, mit nackten Beinen, gelben Socken, ebenfalls zerrissen, und Sandalen, ein durchfrorenes Wesen, blau vor Kälte. Das kleine Gesicht war mager, die grünen Augen weit aufgerissen.

»Sollst kommen, Mann«, sagte es wieder.

Wie es heiße, fragte de Schangnau.

»Yvette.«

Zu wem er kommen solle?

»Zu Papa.«

Der Bankier starrte das Mädchen an, wie träumend. »Warum denn?« fragte er, sich an sein Mädchen zu Hause erinnernd, das auch Yvette hieß und ein ebenso schmales blondes Ding war, ihm ebenso fremdartig und unbekannt, und zum erstenmal spürte er Sehnsucht nach der Rue Pestalozzi.

»Wegen dem Turm«, antwortete das Mädchen mit seiner leisen, gläsernen Stimme, und sein Atem trieb in kleinen Wolken vom Gesicht.

»So komm«, sagte der Bankier, »so komm.«

Das Kind lief ihm hüpfend voraus, zuerst auf dem Trottoir. Sie kamen an einem Bäckerladen vorbei.

»Kauf mir einen Nußgipfel, Mann«, sagte das Mädchen, »Papa sagt, du hast Geld und wirst mir einen Nußgipfel kaufen.«

Der Bankier gab ihm einen Franken, Kleingeld hatte er nicht, und das Mädchen sprang in den Laden. Durch die Scheibe sah er, wie das rote, schmale Geschöpf mit leuchtenden Augen wählte, dann kam es wieder heraus.

»Ich habe zwei Nußgipfel gekauft, Mann«, sagte es, in beiden Händen eines der klebrigen Gebäcke und schon essend; daß es noch Geld herausbekommen haben mußte, erwähnte es nicht.

»Führ mich jetzt zu deinem Vater«, sagte der Bankier.

Das Mädchen hüpfte in eine Seitengasse und dann in einen Hof zwischen Wohnblöcken. Der Bankier zögerte.

Der Hof war asphaltiert, die Hinterfronten der Häuser schmutzig, die blaugraue Farbe blätterte ab, Wäsche hing überall vor den Fenstern, Windeln, zum Teil im grellen Licht der Sonne. Verrostete Eisenstangen, Karosserien alter Autos, Kanister, Schubkarren aus Eisen, Geräte aller Art standen herum, Wellblechdächer, unter denen Velos eingestellt waren, gegen hinten zu Holzschuppen und dann eine Fabrik, von den Schuppen halb verdeckt, mit rauchendem Kamin, ein süßlicher

Geruch von Benzin in der Luft.

Das Kind war mitten im Hof stehengeblieben. »Komm, Mann«, sagte es, »komm.«

De Schangnau trat ein. Es war hier nicht so kalt wie auf der Straße, da die Mietshäuser vor der Bise schützten.

»Da ist Papa«, sagte das Mädchen und hüpfte zu einem jungen Mann, der sich an die Türe eines Schuppens lehnte, neben dem es stehenblieb und weiter Nußgipfel aß.

Der Mann schien höchstens zweiundzwanzig. Er war blond wie das Mädchen, die Haare borstig, das Gesicht rund und rosig, der Körper schwächlich, fast knabenhaft, mit einer Lederjacke bekleidet, mit Pelzkragen, Manchesterhosen und groben Schuhen.

»Kommen Sie näher«, sagte er zum Bankier, »wir haben miteinander zu sprechen. Ich heiße Bein. Natürlich heiße ich nicht so, aber für Sie bin ich Bein.«

Es freute ihn, seine Bekanntschaft zu machen, antwortete der Bankier mit der Höflichkeit seines Berufs, und trat näher, unvorsichtigerweise, denn er lag mit einemmal auf dem Asphalt, von einem Fausthieb gefällt. Der junge Mann sah ruhig auf ihn nieder. Das Kind aß weiter. »Ist das ein böser Mann?« fragte es.

»Nein«, sagte Bein, »das ist er nicht. Stehen Sie auf«, wandte er sich dann an den Bankier, »kommen Sie.«

De Schangnau erhob sich mühsam.

»Kommen Sie in den Schuppen«, forderte Bein ihn auf, und de Schangnau ließ sich hereinführen. Er sollte sich bücken, sonst beschmutze er sich, hier sei ein Handtuch und da ein Becken mit frischem Wasser. Es sei nur Nasenbluten, das gehe schnell vorüber, hörte er Bein sagen, während er das nasse Tuch gegen sein Gesicht preßte, das sich rot färbte.

Herr Bein habe sonderbare Manieren, meinte der Bankier endlich, wie das Blut gestillt war.

»Das Leben, nur das Leben«, bedauerte der andere. »Ich

schlug Sie nieder, damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben, keine Enttäuschung erleben, und ein zweites Mal hoffe ich es nicht tun zu müssen. Es wäre mir peinlich, denn ich bin ein höflicher, doch konsequenter Mensch. Und nun geben Sie mir Ihre Karte.«

Sie standen in einem kleinen Holzschuppen voller Fässer, in den das Licht durch ein kleines Fenster mit verstaubten Scheiben fiel. Auf einer Kiste stand das Becken, nun mit blutigem Wasser, und daneben lag das Handtuch, ebenfalls blutig, alles sichtlich vorbereitet. Neben der Türe ein Haken, ein schwerer Hammer und ein großer Meißel.

Das Mädchen war auch hereingekommen, schaute de Schangnau an und aß am zweiten Nußgipfel.

Bein las die Karte, die ihm der Bankier übergeben hatte, nahm eine Brieftasche aus seiner Jacke und legte die Karte hinein. »Bertram Freiherr von Schangnau, Bankier, Rue Pestalozzi 10, Yverdon«, sagte er. »Ist das mit dem Freiherr in Ordnung?«

»Nein«, sagte de Schangnau.

»Sehen Sie, das dachte ich mir doch«, meinte der andere. »Verkracht? Habe es in der Zeitung gelesen, Ihre Bank ist flötengegangen. Nun wollen wir sehen, was Sie bei sich haben.« Er trat auf den Bankier zu, mit ruhigen Bewegungen, eigentlich durchaus sympathisch, durchsuchte de Schangnaus Taschen, tastete ihn ab, als suche er Waffen. »Sieben Franken sechzig«, sagte er, indem er de Schangnaus Portemonnaie leerte. Eine Quittung könne er ihm leider nicht geben, und auch die Fahrkarte nicht lassen, wirklich, es tue ihm leid, und auch die goldene Armbanduhr sei zum Leben nicht unbedingt nötig.

Der Bankier wehrte sich nicht, zuckte nur bedauernd die Achseln, er hatte am Faustschlag genug, und nach Heldentum war ihm nicht zumute, der falsche Freiherrtitel, eben eingestanden, enthob ihn dieser Zumutung. Eine Gauloise, fragte

Bein und hielt ihm ein geöffnetes Zigarettenetui hin. Der Bankier dankte, es rieche nach Benzin, in den Fässern sei wohl solches enthalten, und so sei ihm das Rauchen denn doch zu gefährlich. Wie der Freiherr wünsche, antwortete der andere und steckte sich eine Gauloise in Brand, blies den Rauch durch die Nase. Was dies nun alles bedeute, fragte de Schangnau. Er habe vor, ein Geschäft zu machen, erklärte Bein die merkwürdige Szene. Am liebsten möchte er einen Zigarrenladen eröffnen, doch nicht hier in Konigen, das ihm nicht liege, sondern in Zürich. Er brauche Kultur, gute Musik, anständiges Theater, hier komme er auf den Hund, moralisch und finanziell. Das sei ein löblicher Entschluß, bestätigte de Schangnau, jedenfalls bedeute dies dem gegenüber, was Herr Bein jetzt treibe, einen Fortschritt.

»Wir sind wohl beide gleich weit vom Zuchthaus«, stellte der andere fest, »Sie haben den Stöpsel in die Luft gesprengt.«

Woher er das wisse, fragte der Bankier, dem seine Lage deutlicher wurde, nun doch bereit, eine Zigarette zu rauchen. Bein schwieg. Ob er ihn erpressen wolle, forschte de Schangnau.

»Warum nicht?« gab der andere seine Absicht endlich zu, schaute den Bankier nachdenklich an und gab ihm Feuer.

Es gehe noch einen Nußgipfel kaufen, es habe noch Geld von dem Mann, sagte das Mädchen, dem es im Schuppen langweilig geworden war, öffnete die Türe und hüpfte davon. Die beiden traten auch hinaus und standen nun in der Sonne. Von der Fabrik her gingen Arbeiter an ihnen vorbei. »Ihr Vorschlag?« fragte de Schangnau und blickte nach einer Frau, die auf einem Balkon Wäsche von der Leine nahm.

»Zwanzigtausend.«

Soviel könne er nicht zahlen, antwortete der Bankier.

»Weiß ich«, sagte Bein, »Sie sind ruiniert, und so können Sie sich mein Schweigen nicht leisten.«

Dem Bankier kam die Begegnung immer unwirklicher vor.

Warum er denn diesen Vorschlag gemacht habe?

Um ihm eine Chance zu geben, antwortete der andere in seiner rätselhaften Art, dies verlange die Höflichkeit, auch wenn kaum eine Möglichkeit vorhanden sei, daß der Freiherr davonkomme. Zwanzig für sein Schweigen sei recht und billig, denn zwanzig hätte man ihm geboten.

»Wofür?« fragte de Schangnau.

»Damit ich Sie töte«, sagte Bein.

Nun fing eine Frau auf einem anderen Balkon an, Teppich zu klopfen, ihr folgten weitere Frauen, dicke, gesunde Frauenzimmer mit gewaltigen Armen und Kräften. War das Gespräch eher behutsam geführt worden, so mußten nun die beiden schreien, wollten sie sich einander verständlich machen, dazu hatten sie einem Lastwagen auszuweichen, der in den Hof gefahren kam, von dem Arbeiter lange Eisenstangen abluden.

Er könne natürlich auch den Auftraggeber erpressen, erklärte Bein durch den Lärm hindurch, und auch in diesem Falle würde er zwanzig verlangen, er gehe korrekt vor, ehrenhaft auch im zweifelhaften Geschäft.

Herr Bein scheine unentschlossen, stellte de Schangnau fest.

Er wisse, wer das Heimatmuseum in die Luft gesprengt und wer die Bombe hergestellt habe, schrie der andere, dies gelte es auszunützen. Wissen sei Macht.

Der Bankier, durch die Nähe der Arbeiter und der Frauen mutig geworden, überdrüssig der verwirrenden Situation, trat zu Bein und faßte ihn am Pelzkragen.

»Herr«, schrie er und hatte Mühe, sich im immer tosenderen Lärm verständlich zu machen, denn nun klopfen an die zehn Frauen ihre Teppiche aus, und unter böartigem Zischen entwich eine Dampfwolke der Fabrik, »Herr«, schrie er, »von wem Sie zwanzigtausend verdienen wollen, indem Sie mich zu ermorden suchen oder einen anderen zu erpressen, ist mir gleichgültig. Ich hoffe nur, daß Sie einsehen, wie dumm und gemein Sie handeln.«

Ob Herr de Schangnau dies wirklich glaube, erbleichte der andere, nahm die Hände des Bankiers von seinem Kragen und zog den Überraschten aus dem Hof in die Seitengasse, wo er ihn fahren ließ.

»Das Leben, nur das Leben«, stammelte er bestürzt, »es ist das erste Mal, daß ich so etwas mache. Ich habe nicht die geringste Erfahrung. Auch dem Antrag, Sie zu töten, stehe ich hilflos gegenüber, ohne Ahnung, wie man das anstellt, wir sind schließlich in Konigen und nicht in Paris oder Chicago. Ich bin für jeden Rat dankbar, glauben Sie mir. Und vor allem habe ich Angst, scheußliche Angst, es könne schiefgehen.«

Sie gingen zur Hauptstraße, Bein hatte das Rosige verloren und war nun nichts weiter als ein hilfloser, schüchterner Bursche. Ob er ihn in seine Wohnung einladen dürfe, fragte er den Bankier, sie sei nicht weit von hier. De Schangnau schüttelte den Kopf. Er wisse genau, wo Bein wohne, sagte er, er habe das Mädchen in der Türe stehen sehen, doch in Anbetracht der Aufträge, die Herr Bein entgegennehme, lasse er einen Besuch lieber bleiben.

»Schade«, sagte Bein.

Er bedaure auch, entgegnete der Bankier, er gehe nun zur Polizei und sei entschlossen, sein Mißgeschick zu gestehen. Ob er dann auf ihn zu sprechen komme, fragte der andere.

»Natürlich.«

Wie sie die Hauptstraße erreichten, stand das Mädchen wieder da, durchfrozen, immer noch Nußgipfel essend und neugierig auf die beiden starrend.

Zum Centralplatz gehe es hier hinunter, sagte Bein, etwas kleinlaut, immer der Hauptstraße nach. Die Polizei befinde sich neben der Schweizerischen Kreditanstalt.

De Schangnau nickte, er habe sich schon bei einem Polizisten erkundigt.

»Ich will Sie nicht hindern«, sagte Bein, »Sie sind ein freier Mann. Hören Sie sich die Brüder einmal an. Handeln Sie nicht

überstürzt. Kommen Sie nicht gleich mit einem Geständnis, suchen Sie zu erfahren, wie weit die schon im Bilde sind. Ich meine es gut mit Ihnen, glauben Sie mir.«

Beins Unverschämtheit sei ebenso groß wie seine Naivität, lachte de Schangnau. »Ich werde die Brüder vor allem einmal bitten, Sie anzuhören.«

Der junge Mann schüttelte traurig den Kopf. »Sie verkennen die Situation«, sagte er. »Ich bin überzeugt, daß die Polizei nicht ahnt, wer den Stöpsel demolierte. Es wäre nicht fair, sich unter diesen doch günstigen Umständen fallenzulassen und zu gestehen.«

Da ihn das wunderliche Ansinnen Beins belustigte, schüttelte de Schangnau den Kopf, wenn auch nicht ohne eine unerklärliche Beunruhigung. Auch bemerkte er, wie jenseits der Straße immer noch der Stadtbaumeister stand. Nichts schien sich seit dieser merkwürdigen Begegnung verändert zu haben.

»Ich bin ehrlich mit Ihnen«, fuhr Bein fort, nun schlotternd vor Kälte und dampfenden Atems. »Meine Chance ist, zwanzigtausend zu verdienen, und Sie wünschen davonzukommen. Wenn Sie sich der Polizei übergeben, bin ich verloren, weil ich das Geld nicht habe, und Sie sind es, weil Ihnen niemand glauben wird. Gestehen Sie nicht, besteht Hoffnung, daß ich ein kleines Vermögen finde, sei es auch, indem es mir gelingt, Sie zu töten, doch besteht auch Hoffnung für Sie: die nämlich, daß Sie mich besiegen und Königen unerkant verlassen. Sie bleiben frei, wenn Sie sich nicht der Polizei übergeben, damit treten Sie jedoch auch in eine Zone der Gefahr und des Kampfes, das gebe ich zu. Doch gerade dies sollte einer nicht vermeiden. Leben Sie wohl, Freiherr, Sie haben sich zu entscheiden. Es war ein Gespräch unter Männern. Ich hoffe, Sie wiederzusehen, mein schweres Ziel zu erreichen, und wünsche Ihnen alles Gute.«

Bein nahm die Hand seines Töchterchens und schritt der Altstadt zu, wandte sich jedoch noch einmal um. »Das Leben,

nur das Leben«, stammelte er und winkte wehmütig dem Bankier zu, der denn auch dem Anfänger in einem so bedenklichen Beruf zunichte, so daß sie nicht unfreundlich voneinander schieden.

Erstes Telefongespräch

Nach zwei Schritten in der Richtung auf den Centralplatz hin blieb er wieder stehen und begann an seine Ehe zu denken. Unvermittelt, möglicherweise um nicht über seinen Fall, über die Zerstörung des Stöpsels, über Bein nachdenken zu müssen. Er stand vor dem Schaufenster der Metzgerei Ziel.

Madeleine Le Locle hatte er vor nun zwölf Jahren geheiratet, die Ehe war die ersten Jahre glücklich gewesen; mit dem jungen Bankier, der sein Geld verschleuderte, ließ sich leben, doch dann war die Ehe abgestorben, wie ein Baum plötzlich abstirbt, dachte de Schangnau, man weiß nicht, warum. In diesem Augenblick vor der Metzgerei Ziel mußte er sich überlegen, wie eigentlich seine Frau jetzt aussehe, er sah immer das blonde verfrorene Mädchen vor sich mit dem dünnen roten Rock, das ihn zu Bein gebracht und ihn an seine Tochter Yvette erinnert hatte, wenn er an Madeleine dachte. Vielleicht, daß seine Frau in der Jugend so ausgesehen hatte oder daß sie jetzt so aussah, so frierend, so arm. Er wünschte mit einemmal, mit ihr zu telefonieren, und wollte schon die Straße überqueren, weil eine Telefonkabine auf der anderen Straßenseite stand, doch hielt er ärgerlich inne. Er hatte kein Geld.

Er schritt zu seinem Hotel zurück, froh, ohne daß er sich dies recht eingestand, seinen Besuch bei der Polizei aufschieben zu können. Zwar verirrte er sich. Er stand unvermutet von neuem vor dem Stöpsel, flüchtete zurück, stand wieder vor ihm. Nun war auch die Presse angerückt, Photographen, Journalisten, eine noch größere Menschenansammlung als vor einer Stunde. De Schangnau erreichte den ›Wilhelm Tell‹.